

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Linda Castillo**  
**Böse Seelen**

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# 1. KAPITEL

Im Nordosten von Ohio setzt die Dämmerung Ende Januar früh und unvermittelt ein. Es ist noch nicht einmal fünf Uhr nachmittags, und doch sind die Wälder nördlich der Hogpath Road schon voller Schatten. Ich sitze am Steuer meines Dienstwagens, einem Explorer, und habe den Polizeifunk an, der so gut wie keinen Laut von sich gibt. Ungeduldig erwarte ich das Ende meiner Schicht, was untypisch für mich ist. Es schneit, und die Maisstängel auf dem Feld links von mir wirken wie eine Armee durrer Minischneemänner. Es ist der erste Schnee in diesem bisher milden Winter, was sich jedoch mit dem Tiefdruckgebiet, das gerade auf dem Weg von Kanada zu uns ist, schnell ändern wird. Am Morgen werden mein kleines Polizeirevier und ich uns bestimmt um ein paar Unfälle kümmern müssen, hoffentlich keine schlimmen.

Ich heiße Kate Burkholder und bin Polizeichefin in Painters Mill, Ohio, einer Stadt mit etwas über fünftausenddreihundert Einwohnern. Die Hälfte davon sind Amische, einschließlich meiner Familie. Ich selbst habe die Glaubensgemeinschaft mit achtzehn verlassen, was gar nicht einfach war, da ich nichts anderes kannte als das *schlichte Leben*. Nach einem katastrophalen ersten Jahr in der nahe gelegenen Stadt Columbus habe ich meinen Highschool-Abschluss nachgeholt und dann einen Teilzeitjob als Telefonistin in einer kleinen Polizeiwache bekommen. Die Abende verbrachte ich am City College, das ich mit einem Diplom in Strafrecht abschloss. Ein Jahr später graduierte ich an der Polizeiakademie und wurde danach Streifen-

polizistin. In den darauffolgenden sechs Jahren bestand ich als jüngste Frau die Detective-Prüfung und arbeitete mich bis zur Mordkommission hoch.

Als meine *Mamm* ein paar Jahre später starb, kehrte ich zurück nach Painters Mill, wo ich aufgewachsen bin und wo meine amische Familie lebt, zu der ich aber kaum Kontakt hatte. Der Polizeichef war in den Ruhestand getreten, und der Gemeinderat und der Bürgermeister boten mir aufgrund meiner Erfahrungen im Polizeidienst und meiner Kenntnis der amischen Kultur die Stelle an. Sie wollten jemanden haben, der die kulturelle Kluft zu den Amischen überbrückt, was sich direkt auf die wirtschaftliche Situation der Stadt auswirkt. Da es mich schon seit einiger Zeit zurück zu meinen Wurzeln gezogen hatte, sagte ich nach gründlicher Überlegung zu und habe seither die Entscheidung nie bereut.

Die meisten Amischen haben mir meine Jugendsünden vergeben und erwidern lächelnd meinen Gruß, obwohl ich jetzt eine *Englische* bin. Doch einige Familien der Alten Ordnung und der Swartzentruber reden noch immer nicht mit mir. Selbst wenn ich sie in meiner Muttersprache auf *Pennsilfaanisch Deutsch* begrüße, wenden sie sich ab und tun so, als hätten sie mich nicht gesehen. Ich nehme das nicht persönlich. Diesen Teil meiner »Wiedereinbürgerung« begreife ich als fortlaufenden Prozess.

Meine eigene Familie hat sich anfangs nicht viel anders verhalten. Nach meinem Weggang haben mein Bruder und meine Schwester kaum mit mir gesprochen. Getreu dem anabaptistischen Grundsatz, die Sünder auszugrenzen, hatten sie mich so gut wie verstoßen. Auch heute sind wir nicht so innig miteinander verbunden wie früher, und wahrscheinlich werden wir nie wieder eine so enge Bindung haben wie als Kinder. Doch es gibt Fortschritte. Meine Geschwister laden mich zu sich nach Hause

ein und essen gemeinsam mit mir, eine positive Entwicklung, die hoffentlich so weitergeht.

Ich bin in Gedanken schon zu Hause auf der Farm und sitze mit dem Mann meines Herzens, John Tomasetti, gemütlich beim Abendessen. Er ist auch im Polizeidienst tätig, und zwar als Agent beim Ohio Bureau of Criminal Investigation, kurz BCI. Ich liebe ihn und bin ziemlich sicher, dass er für mich das Gleiche empfindet. Wie alle Menschen haben wir im Laufe der Zeit einige Hürden überwinden müssen, hauptsächlich wegen unserer Vergangenheit, die bei uns beiden schwierig war. Aber er ist das Beste, was mir je passiert ist, und wenn ich an die Zukunft denke, bin ich froh, ihn an meiner Seite zu haben.

Ich fahre achtzig Stundenkilometer mit eingeschalteten Scheinwerfern. Die Scheibenwischer kämpfen tapfer gegen den Schnee an, als auf dem Hügel an der Kreuzung der County Road 13 wie aus dem Nichts vor mir ein Buggy auftaucht. Ich reiße das Lenkrad nach links und trete voll auf die Bremse, der Explorer schlingert, und ich lenke dagegen. Eine Sekunde lang befürchte ich, hinten auf den Buggy zu knallen, doch dann greifen die Räder wieder, und mein Wagen kommt auf dem Schotterstreifen der Gegenfahrbahn zum Stehen.

Das Lenkrad weiter fest umklammert, bleibe ich einen Moment sitzen und warte, dass mein Adrenalinpegel sinkt. Mehrere Gedanken gehen mir gleichzeitig durch den Kopf. Ich habe den Buggy erst gesehen, als ich schon viel zu dicht hinter ihm war. Der Unfall wäre meine Schuld gewesen. Wahrscheinlich wären alle Insassen verletzt worden – oder schlimmer.

Durch das Fenster auf der Beifahrerseite sehe ich, dass das Pferd stehen bleibt. Ich mache mein Blaulicht an und setze zurück, so dass ich hinter dem Buggy stehe und ihn vor nahenden Fahrzeugen schützen kann. Mit der MagLite in der Hand steige

ich aus und sehe sofort, dass der Buggy weder eine Laterne noch ein reflektierendes Schild hat.

Der Fahrer steigt jetzt auch aus, und ich senke den Strahl der Taschenlampe, um ihn nicht zu blenden. Es ist ein Mann, ein Meter achtzig groß, Mitte dreißig. Schwarze Jacke, schwarzer flachkrepmpiger Hut. Der ebenfalls schwarze Bart reicht ihm bis zum Bauch und sieht aus wie Stahlwolle. Seine Kleidung sowie die Tatsache, dass sein Buggy keine Windschutzscheibe hat, sagen mir, dass er ein Swartzentruber-Amisch ist. Ich habe ihn schon früher in der Stadt gesehen, aber noch nie mit ihm gesprochen und kenne seinen Namen nicht.

»*Guder Ohvet*«, sage ich. Guten Abend.

Er blinzelt, ist überrascht, dass ich Pennsylvaniadeutsch spreche, und erwidert den Gruß.

Ich beuge mich vor und leuchte in den Buggy. Hinten sitzen zusammengedrängt eine etwa dreißig Jahre alte Frau, ebenfalls schwarz gekleidet, und sechs Kinder im Alter von eins bis zehn Jahren, über den Beinen zwei Häkeldecken. Die Frau hält ein Baby im Arm, und mir dreht sich der Magen um bei der Vorstellung, wie das hätte ausgehen können.

»*And wie bischt du heit?*«, frage ich die Frau. Wie geht es dir? Sie senkt den Blick.

»*Miah sin zimmlich gut*«, antwortet der Mann. Uns geht es ganz gut.

Wenn ich in meiner Funktion als Polizistin mit Amischen zu tun habe, besonders mit jenen der Alten Ordnung und der Swartzentruber, bemühe ich mich immer, ihnen erst einmal die Befangenheit zu nehmen, bevor ich meiner Dienstpflicht nachkomme. Ich lächele die Frau an, richte meine Worte aber an den Mann. »*Sis kald heit.*« Es ist kalt heute.

»*Ja.*«

»Wie heißen Sie, Sir?«

»Elam Shetler.«

»Haben Sie einen Ausweis, Mr Shetler?«

Er schüttelt den Kopf. »Wir sind Swartzentruber«, sagt er, als mache das jede weitere Erklärung überflüssig.

Was bei mir zutrifft. Amische fahren nicht Auto und brauchen somit auch keinen Führerschein. Für längere Strecken mieten sie einen Fahrer. Trotzdem beantragen die meisten eine Kennkarte, die auch von der Führerscheinstelle ausgestellt wird. Aber das gilt nicht für die Swartzentruber, weil ihr Glaube es ihnen verbietet, sich fotografieren zu lassen.

»Mr Shetler, als ich über den Hügel gekommen bin, habe ich Ihren Buggy nicht gesehen.« Ich zeige auf seine Pferdekutsche. »Und mir ist aufgefallen, dass Sie weder ein Licht noch ein reflektierendes Schild daran haben.«

»Schmuckwerk«, murmelt er auf Pennsylvaniadeutsch.

»Um ein Haar wäre ich Ihnen hintendrauf gefahren.« Ich zeige mit dem Kopf zu seiner Frau und den Kindern. »Es hätte schlimm ausgehen können.«

»Ich vertraue auf Gott und nicht auf irgendein Schild von den *Englischen*.«

»*Ich fashtay*.« Ich verstehe. »Aber es ist gesetzlich vorgeschrieben, Mr Shetler.«

»Gott beschützt uns.«

»Vielleicht hätte der liebe Gott es aber gern, dass Ihr Buggy ein Schild mit dem Aufdruck ›Langsam fahrendes Vehikel‹ hat und dadurch Ihrer Familie ein langes und glückliches Leben beschieden wäre.«

Einen Moment lang weiß er nicht, was er dazu sagen soll. Dann bricht er in schallendes Lachen aus. »*Nix as baeffzes*.« Das ist bloß Geschwätz.

»Das Gesetz in Ohio verlangt ein reflektierendes Schild an langsamen Fahrzeugen.« Ich senke die Stimme. »Ich habe den

Buggy gesehen, in dem Paul Borntrager und seine Kinder umgekommen sind, Mr Shetler. Es war ein furchtbarer Anblick. Ich möchte nicht, dass Ihnen und Ihrer Familie das Gleiche passiert.«

Der Gesichtsausdruck des Mannes verrät mir, dass meine Worte auf taube Ohren treffen. Sein Entschluss steht fest, und er würde sich weder von mir noch von sonst jemandem umstimmen lassen. Ich überlege gerade, ob ich ihm einen Strafzettel verpassen soll, als mein Handy an der Hüfte vibriert. Beim Blick aufs Display erkenne ich Tomasettis Nummer.

Ich beschließe, ihn später zurückzurufen, und widme mich weiter Shetler. »Wenn ich Sie noch einmal ohne das vorgeschriebene Schild auf der Straße sehe«, sage ich, »muss ich Ihnen einen Strafzettel ausstellen. Sie werden eine Ordnungsstrafe zahlen müssen. Haben Sie das verstanden?«

»Wir sind dann wohl fertig hier.« Er dreht sich um und klettert in den Buggy.

Ich stehe auf dem Seitenstreifen, lausche dem Klirren des Pferdegeschirrs und dem Klappern der Hufe und sehe dabei zu, wie er den Buggy zurück auf die asphaltierte Straße lenkt und weiterfährt.

Schneeflocken landen sanft auf meinen Schultern, und die Maisstängel flüstern, es gut sein zu lassen. »Blödmann«, murmle ich.

Ich sitze gerade wieder hinterm Lenkrad, als der Autofunk knisternd zum Leben erwacht. »Chief?«, ertönt die Stimme von Jodie, die die zweite Schicht in der Telefonzentrale arbeitet.

Ich nehme den Hörer ab. »Was gibt's?«

»Sie haben Besuch auf dem Revier.«

»Besuch?« Sofort habe ich meine Schwester und meinen Bruder vor Augen, wie sie im Empfangsbereich sitzen, sich deplatziert fühlen und warten, dass ich komme.

»Wer ist es?«

»Agent Tomasetti, noch ein Anzugträger vom BCI und ein Agent aus New York.«

Mir fällt wieder ein, dass Tomasetti vor ein paar Tagen erzählt hat, der Deputy Superintendent wolle mit mir über eine Ermittlung reden. Aber es gab noch keinen Termin, und er wusste keine Einzelheiten. Schon merkwürdig, dass sie an einem verschneiten Nachmittag nach Dienstschluss kommen, ohne mir vorher Bescheid zu geben. Aber noch merkwürdiger ist, dass einer der Männer aus New York kommt.

»Wissen Sie, worum es geht?«, frage ich.

»Keine Ahnung, aber es scheint was Ernstes zu sein, Chief.« Sie senkt die Stimme zu einem Flüstern. »Als wäre was Großes im Gange.«

»Sagen Sie ihnen, dass ich in zehn Minuten da bin.« Kopfschüttelnd kämpfe ich gegen den Unmut an, der in mir hochsteigt, fahre zum Revier und hoffe, dass Elam Shetler und seine Familie sicher nach Hause kommen.

\* \* \*

Als ich am Revier eintreffe, stehen neben meinem reservierten Platz Tomasettis Tahoe und ein nicht gekennzeichnetes brauner Ford Crown Victoria – ein Zivilfahrzeug der Polizei – mit einem New Yorker Nummernschild. Beide Wagen sind mit einer dünnen Schneeschicht bedeckt. Ich parke und laufe ins Haus, wo mein Blick sofort auf Jodie fällt. Sie sitzt am Schreibtisch mit der Telefonanlage, hat die Augen geschlossen und trommelt mit den Händen im Takt zu Adeles *Rolling in the Deep*.

Normalerweise wird ihre flippige Art auf dem Revier durchaus geschätzt, aber da jetzt offizieller Besuch im Haus ist, hält sich meine Freude in Grenzen. Ich bin auf halbem Weg zu ihrem Schreibtisch, als sie die Augen öffnet. Bei meinem Anblick

schreckt sie zusammen und macht schnell das Radio aus. »Hey, Chief.«

Ich nehme die Telefonnachrichten aus meinem Fach. »Wissen Sie, wo die Besucher sind?«

»Agent Tomasetti zeigt ihnen gerade die Gefängniszelle im Keller –«

»Wir sind hier«, ruft Tomasetti vom Flur herüber.

Er trägt noch den anthrazitgrauen Anzug und die lila Krawatte von heute früh und hat sein Dienstgesicht aufgesetzt. Da er mir kein Lächeln schenkt, weiß ich, dass er und die beiden Männer, die jetzt hinter ihm auftauchen, nicht hier sind, um im Keller unsere Gefängniszelle zu besichtigen.

»Hi ... Agent Tomasetti.« Eine lächerlich förmliche Begrüßung angesichts der Tatsache, dass wir seit über einem Jahr zusammenleben.

»Hi.« Er macht zwei Schritte auf mich zu und hält mir die Hand hin. »Tut mir leid, dass wir dich unangemeldet hier überfallen.«

»Kein Problem. Ich war sowieso auf dem Weg hierher.«

»Für morgen sind in New York starke Schneefälle angekündigt«, erklärt er. »Betancourt, der Ermittler, will noch heute Abend zurückfahren, solange die Straßen einigermaßen befahrbar sind.«

»Das wird eine lange Fahrt.« Ich wende mich den zwei Männern zu, die gerade neben Tomasetti stehen geblieben sind. Ich kenne keinen von beiden, doch sie haben das typische Auftreten von Polizisten: übertrieben durchdringender Blick, Anzug von der Stange, düsterer Gesichtsausdruck, der keinerlei Gefühl oder Stimmung verrät. Und sie mustern mich etwas zu genau, also insgesamt ein Verhalten, das ich nur allzu gut kenne. Unter dem Jackett des größeren Mannes ist ein ledernes Schulterholster erkennbar.

Tomasetti stellt uns vor. »Deputy Superintendent Lawrence Bates vom BCI.« Er deutet auf den hochgewachsenen, schlaksigen Mann mit dem kantigen, zerkratschten Gesicht, wahrscheinlich von vielen Jahren auf dem Golfplatz; blaue Augen hinter rechteckigen Brillengläsern, Geheimratsecken auf dem Vormarsch. Den leichten Zigarettengeruch versucht er mit Kaugummi und Rasierwasser zu kaschieren.

Ich reiche ihm die Hand. »Es freut mich, Sie kennenzulernen, Deputy Superintendent Bates.«

Das Grinsen, mit dem er die förmliche Anrede zurückweist, straft sein seriöses Auftreten Lügen. »Bitte, nennen Sie mich Larry.« Er drückt meine Hand kurz und fest. »Ich streite alle Geschichten ab, die Tomasetti über mich erzählt hat.«

Ich grinse ebenfalls. »Das will ich doch hoffen.«

Tomasetti deutet auf den anderen Mann. Er ist etwa genauso alt wie Bates und sieht in dem konservativen grauen Anzug mit weißem Hemd und roter Krawatte eher wie ein FBI-Agent aus als wie ein Bundespolizist. Er ist kaum größer als ich, aber offenkundig ein Muskelpaket und hat das passende Gesicht dazu. Seine dunklen, leicht blutunterlaufenen Augen, die schweren Lider und der Dreitagebart zeugen von einem langen Tag.

»Das ist Frank Betancourt, Chefermittler der BCI-Abteilung der New York State Police.«

Beim Händeschütteln spüre ich Schwielen an seiner Hand, die sicher davon rühren, dass er im Fitnessclub ziemlich viel Zeit mit Gewichtheben verbringt. Er sieht mir direkt in die Augen, weicht meinem Blick nicht aus.

»Sie sind weit weg von zu Hause«, bemerke ich.

»Das ist um diese Jahreszeit gar nicht so schlecht.« Er lächelt kurz, wird jedoch sofort wieder ernst.

Schweigen tritt ein. Es ist unangenehm, wenn niemand etwas

sagt. Aber nach der Begrüßung wollen sie offensichtlich schnell zur Sache kommen.

Bates reibt die Hände aneinander. »Haben Sie ein paar Minuten Zeit für uns, Chief Burkholder? In Upstate New York gibt es gerade eine Entwicklung, über die wir gern mit Ihnen sprechen möchten.«

Aus dem Augenwinkel sehe ich, dass Tomasetti ein finsternes Gesicht macht.

»Wir können in meinem Büro reden.« Ich zeige auf die Tür und gehe voraus. »Möchte jemand einen Kaffee?«

Alle drei Männer verneinen. Offensichtlich wissen sie, dass Polizeireviere und guter Kaffee ein Widerspruch in sich sind. Tomasetti und Bates nehmen auf den Besucherstühlen neben dem Schreibtisch Platz, Betancourt steht anscheinend lieber und lehnt nahe der Tür an der Wand.

Ich ziehe die Jacke aus, hänge sie an den Haken beim Fenster und setze mich. »Wir haben nicht oft Besuch vom BCI oder von der New York State Police«, beginne ich.

»Tomasetti hat erzählt, Sie waren einmal amisch«, sagt Bates.

»Richtig. Ich bin hier in Painters Mill geboren, meine Eltern waren Amische. Mit achtzehn bin ich von zu Hause weggegangen.«

»Sie sprechen Deutsch?«

»Ja, Pennsylvaniadeutsch.« Jetzt verspüre ich einen Anflug von Verdruss. Sie lassen mich im Ungewissen, wollen etwas von mir, haben aber Angst, zu viel zu verraten, weil ich dann vielleicht ablehnen würde. Mir wäre es lieber, sie würden nicht um den heißen Brei herumreden und gleich zur Sache kommen.

»Was genau kann ich für Sie tun?«